

**Karin Kaufman**

Besondere Anerkennung

Zwischen Croissant und Karriere: Eine Vision für Österreichs Wirtschaftsstandort

Wien, 2026, ihr Wecker klingelt und sie rollt aus dem Bett. Es ist sieben Uhr morgens und sie zieht sich die Kleidung an, die sie sich am Vorabend schön hingelegt hat. Sie knöpft das Hemd zu und schminkt sich dezent, denn sie will bei ihrem zweiten Bewerbungsgespräch professionell wirken. Bis hierhin war der Weg lang: Sie hat sich bei genau 68 Stellen beworben, zwei Einladungen erhalten und 23 Unternehmen schickten ihr die klassisch generische Absage, auf den Rest kam nie eine Rückmeldung. Sie fühlte vieles zugleich. Sie weiß, dass die Situation am Arbeitsmarkt schwierig ist, und dennoch plagen sie Selbstzweifel und das Gefühl, nicht gut genug zu sein, nicht einmal für die „unspektakulärsten“ Jobs. Mitten im Masterstudium hat sie trotzdem das Empfinden, nichts in der Hand zu haben, nichts, was Arbeitgeber wirklich wollen. Trotzdem bleibt sie positiv und setzt sich an den Esstisch, um zu frühstücken. Sie trinkt einen Kaffee und isst ein Croissant von gestern, leider schon ziemlich trocken. Sie hat es von einer App bestellt, mit der man Essen retten kann. Das macht sie ganz gerne, nicht nur, weil sie dadurch etwas Gutes tut, sondern auch, weil es günstiger ist. Insgesamt fühlt es sich für sie an, als müsste sie bei Essen und Haushalt tief in die Tasche greifen, und ohne Job wird es immer enger.

Sie verlässt das Haus: links die elegante Tasche auf der Schulter, rechts ein Beutel mit Dosen, die sie auf dem Weg zur Straßenbahn entsorgt. Dabei fragt sie sich, ob braves Recyclen, Papierstrohhalm und ähnliche Gesten überhaupt etwas bringen, wenn anderswo, etwa in anderen Ländern oder in wohlhabenderen Milieus, scheinbar getan wird, was man will. In der Straßenbahn öffnet sie Instagram: Beauty-Tipps, wie man schnell abnimmt, süße Hundewelpen und dazwischen politische Kurzvideos. Manchmal traut sie sich bei solchen Inhalten nicht einmal, die Kommentarspalte zu öffnen, denn manches ist nicht auszuhalten. Was auf der Welt passiert, wirkt ohnehin oft nicht auszuhalten. Man bekommt viel mit, und gleichzeitig wird so vieles nicht gehört. Zu viele Eindrücke, zu wenig Richtung. Und so verloren fühlt sie sich in ihrer kleinen Welt auch.



Diese kurze Szene ist nicht bloß eine literarische Einleitung, sondern eine verdichtete Alltagserfahrung. Sie steht für die Lebensrealität vieler Menschen und führt direkt zum Thema Wirtschaftsstandort Österreich, nur nicht über Rankings und Schlagwörter, sondern über das, was Standortqualität im realen Leben bedeutet. Wenn vom „Wirtschaftsstandort“ die Rede ist, klingt es oft nach Kennzahlen, Programmen, Wettbewerbsfähigkeit und Platzierungen. Für (junge) Menschen zeigt es sich konkreter: Wie realistisch ist ein fairer Berufseinstieg? Ist das Leben leistbar, ohne dass jeder Monat zur Stressprobe wird? Bietet eine grüne und digitale Transformation Chancen oder nur zusätzliche Unsicherheit?

Diese Szene macht ein Kernproblem sichtbar: Zwischen Erzählung und individueller Wahrnehmung herrscht eine Diskrepanz. In Debatten ist von Wettbewerbsfähigkeit, Transformation und Zukunftschancen die Rede, im Alltag zeigt sich davon jedoch oft zuerst die Kehrseite: steigende Kosten, Unsicherheit und das Gefühl, ständig „mitrennen“ zu müssen.

Auch der Fachkräftemangel wird diskutiert, und dennoch erleben viele Berufseinsteiger:innen Hürden: Bewerbungen scheinen im Nichts zu enden, Absagen kommen ohne Feedback und der Wert einer Ausbildung scheint heutzutage nicht mehr das zu sein, was er mal war. Diese Spannung ist ein wichtiger Faktor, denn ein Land, das junge Menschen ausbildet, investiert in die Zukunft. Diese Investition darf nicht verspielt werden, indem der Einstieg in den Arbeitsmarkt als entwürdigend, zufällig oder intransparent erlebt wird.

Dies ist nur ein Aspekt, der zeigt, warum die Auseinandersetzung mit der Zukunft Österreichs als Wirtschaftsstandort wichtig ist. Ein Wirtschaftsstandort entscheidet darüber, ob sich Leistung nach Perspektive anfühlt oder nach „Dauerbewerbung“. Er entscheidet darüber, ob Menschen ihr Potenzial einsetzen wollen, weiterlernen, Risiken eingehen, gründen und Verantwortung übernehmen. Er entscheidet auch darüber, ob Transformation als Fortschritt erlebt wird oder als aufgeladene Zumutung, die Menschen trifft, die ohnehin wenig Spielraum haben. Wie kann Österreich also so gestaltet werden, dass es Talente nicht nur hervorbringt, sondern auch hält und dass die Gesellschaft als Ganzes mitgenommen wird und einzelne Gesellschaftsgruppen nicht im Stich gelassen werden? Wie kann Transformation nicht als Belastung, sondern als alltagsverbesserndes Projekt wahrgenommen werden?

In 25 Jahren ist die Arbeitswelt anders, weil Übergänge besser organisiert sind. Das „Ghosting“ von Bewerber:innen gehört der Vergangenheit an. Der Berufseinstieg ist ein klarer Prozess mit nachvollziehbaren Kriterien. Wer sich bewirbt, bekommt Rückmeldung, wer einsteigt, bekommt Begleitung. Wer sich weiterentwickeln will, findet realistische Wege, ohne dafür die eigene Existenz zu riskieren. Transparenz und Wertschätzung sind keine „Soft Skills“, sondern Produktivitätsfaktoren, die Reibung reduzieren, Matching fördern und Motivation im System halten.

In 25 Jahren ist auch die heute spürbare Ohnmacht überwunden. Sie ist nicht verschwunden, weil plötzlich alle „besser“ sind, sondern weil Systeme klüger gebaut werden. Kreislaufwirtschaft ist kein Nischenkonzept für „Essen-retten-Apps“, sondern ein Betriebssystem der Industrie: Produkte werden so gestaltet, dass sie reparierbar, wiederverwendbar und ressourcenschonend sind. Abfall ist kein Endprodukt, sondern eine Rohstoffquelle. Effizienz ist nicht nur eine Kostenfrage, sondern ein Wettbewerbsprofil. So wird der individuelle Beitrag wieder sinnvoll, weil er eingebettet ist. Wer trennt (wie die Protagonistin in der Einleitung), spart nicht nur symbolisch, sondern in einem System,



das tatsächlich auf Wiederverwendung setzt. Wer klimafreundliche Entscheidungen trifft, tut das nicht gegen die eigene Lebensrealität, sondern innerhalb eines Rahmens, der diese Entscheidungen erleichtert. Transformation wird als gemeinsames Projekt erkennbar, nicht als moralische Aufgabe für Einzelpersonen.

2050 folgt Digitalisierung dem „digitalen Humanismus“. Es herrscht eine Infrastruktur, die Menschen etwas zurückgibt, etwa durch einfachere Bürokratie, weniger Papierlogik und mehr Klarheit. Gleichzeitig wird digitale Öffentlichkeit nicht naiv romantisiert: Plattformen und Algorithmen werden reguliert, wodurch Hass, Spaltung und Überforderung kein Grundrauschen werden. Digitale Innovation braucht nicht nur Ingenieur:innen, sondern auch Vertrauen, sozialen Zusammenhalt, Schutz, die Fähigkeit, gemeinsam an Lösungen zu arbeiten, und kritisches Denken.

Um Wege aus der Unsicherheit zu schaffen, braucht es konkrete Hebel, die ökonomisch sinnvoll, aber auch gesellschaftlich glaubwürdig sind. Erstens müssen Bildung und Praxis näher zusammenrücken. Bildung sollte nicht nur auf reine Verwertbarkeit reduziert werden, vielmehr braucht es bessere Übergänge: mehr Praxiserfahrung, mehr Kooperationen mit Unternehmen und öffentlichen Einrichtungen sowie transparente Einstiegspfade. Ein Standort, der Spitzenkräfte will, muss jungen Menschen früh zeigen, wo sie gebraucht werden, welche Kompetenzen zählen und wie lebenslanges Lernen funktioniert. Weiterbildung sollte ein Standard sein und kein Luxus. Wer Transformation ernst meint, muss Menschen ermöglichen, sich in neue Rollen „hineinzuqualifizieren“, ohne aus dem System zu fallen.

Ein zukunftsfähiger Arbeitsmarkt entsteht außerdem nur dann, wenn er das Potenzial von Frauen nicht als „nettes Extra“, sondern als Voraussetzung behandelt. Führung durch Frauen darf keine Ausnahme sein, sondern Normalität, genauso wie Beförderungen, Gehälter und Sichtbarkeit. Vor allem aber darf Karriere nicht länger wie eine Entscheidung gegen Familie wirken: Kinder sind kein Karriereknick und die Fürsorgearbeit landet nicht automatisch bei Müttern. Es muss normalisiert werden, dass Väter in Karenz gehen, und Arbeitsmodelle sollten so gestaltet sein, dass Verantwortung in Familien geteilt wird. So profitieren nicht nur einzelne Lebensläufe, sondern auch Unternehmen, die weniger Talentverlust, Kontinuität und Loyalität genießen.

Zweitens braucht Unternehmertum reale Ermöglichung. Ideen scheitern nicht am Mut, sondern am Risiko, das sich nur jene leisten können, die gut gepolstert sind. Wenn Wohnen, Mobilität und Grundversorgung dauerhaft teuer und unsicher sind, wird Gründung eine „Angelegenheit der Wohlhabenden“, wodurch jene Vielfalt an Ideen, die Innovation fördert, verloren geht. Gründung darf daher nicht nur gefeiert werden, sie muss auch besser abgesichert sein. Zugänglichere Finanzierung, weniger bürokratische Hürden, Schutz vor einem Totalabsturz bei Scheitern und ein Umfeld, das Ausprobieren nicht sozial sanktioniert, können dabei helfen.

Drittens muss (ökologische) Transformation zur Struktur werden und nicht ein reiner Appell. Die Richtung muss durch Regeln, Preise und Investitionen vorgegeben werden und nicht durch moralisch richtiges Handeln von Einzelnen im Privaten. Solange sich Wohlhabende freikaufen können und große Verursacher Schlupflöcher finden, kippt die Akzeptanz und die Zuversicht geht verloren. Es braucht eine Politik, die sichtbar fair ist: Belastungen dürfen nicht nach unten sickern, sondern Transformation soll für die Mehrheit erleichtert werden. Ohne Akzeptanz gibt es keine stabile



Umsetzung und ohne Umsetzung gibt es weder Wettbewerbsfähigkeit noch Fortschritt in einer Welt, die sich (langsam) Richtung Klimaneutralität bewegt.

Eine wichtige Botschaft ist hier: die leisen Zweifel ernst nehmen. Zweifel, die zwischen Bewerbungsrunden, Mietzahlungen und Zukunftsnachrichten entstehen. Ein Wirtschaftsstandort ist nicht nur so stark wie die Exportzahlen, sondern auch so stark wie das Vertrauen von Menschen, dass sich Anstrengung lohnt und dass Veränderung nicht nur verlangt, sondern ermöglicht wird. Es lohnt sich, in junge Ideen zu investieren, denn diese entstehen dort, wo Widersprüche spürbar werden: zwischen Nachhaltigkeitsanspruch und Kostenrealität, zwischen Fachkräftemangel und Bewerbungsfrost, zwischen digitaler Dauerpräsenz und politischer Ohnmacht. Dabei kann natürlich nicht jede Forderung erfüllt werden, aber Strukturen sollten so gebaut sein, dass Menschen nicht nur funktionieren, sondern gestalten.

Würde derselbe Morgen 2050 erneut erzählt werden, wäre das Croissant nicht automatisch frisch und das Leben nicht plötzlich leicht. Aber Essen, Wohnen und kleine Dinge des Alltags wären vielleicht nicht mehr so teuer. Es gäbe eine Einstiegsrampe statt eines Bewerbungslabyrinths. Das System würde nachhaltiges Verhalten nicht nur loben, sondern tragen. Und es gäbe ein Gefühl, dass die Zukunft nicht angsteinflößend sein muss, sondern voller Chancen ist.